

Arbeiterbewegung und Alltag¹

Dietrich Mühlberg

Vom Tagungskomitee bin ich mit dem Hinweis auf frühere Forschungen zur Arbeiterkultur gefragt worden, ob ich nicht aus kulturwissenschaftlicher Perspektive einige allgemeine Gedanken über den Zusammenhang von Alltag und Arbeiterbewegung beisteuern wolle. Dies mehr zur Einstimmung in das Thema, und es könnte vielleicht den Zusammenhang von Arbeiterleben und Arbeiterbewegung zu beleuchten helfen. Nun gehört „der Alltag“ zwar zu den großen kulturwissenschaftlich bearbeiteten Themen. Aber ich bin kein Fachmann für die Geschichte der Arbeiterbewegung, schon gar nicht für die Wissenschaftsgeschichte dieses Fachgebietes. Wie es die Spezialisten der Arbeiterbewegungsgeschichte mit dem Alltag der Arbeiter halten und einst gehalten haben, darüber werden sicher andere sprechen. Und: Es gibt aus meinem Fachgebiet nichts Neues zu vermelden, auch keine neuen Fragen. Im Rückblick auf die letzten zwanzig Jahre halte ich es eher für wünschenswert, sich weiter den alten, noch weitgehend unbeantworteten Fragen zu stellen, was denn die soziale Klasse der Arbeiter war und ist – politisch wie kulturell.

Nun ist mir die reale Bewegungsgeschichte nicht fremd, meine Arbeit war ja – wie die fast aller der hier Versammelten – zeitlebens irgendwie in diese Bewegung eingeschlossen, auf die wir nun als unsere Geschichte zurückblicken. Und als engagierter Zeitgenosse (und wissenschaftlicher Nachbar) habe ich da schon meine Erfahrungen, Vorstellungen und Vorurteile. In *dieser* „Alltags-Perspektive“ möchte ich denn zunächst als Zeitzeuge „von unten“ über einige für mich aufschlußreiche Ereignisse der Arbeiterbewegungsgeschichte berichten, die, wie ich hoffe, durchaus zum Gegenstand gehören oder wenigstens auf ihn hinführen. Danach nutze ich die Gelegenheit, auf frühere kulturgeschichtliche Arbeiten zum Thema hinzuweisen. Ich liefere hier also keine quellengesättigte Detailstudie, sondern einen subjektiven Erfahrungsbericht ab.

1. Die Kommunisten und die anderen

Der erste Report betrifft meine Eltern, genauer meinen Vater. Beide sind in ein proletarisch-kleinbürgerliches Großstadtmilieu hineingeboren, das als durch und durch links galt. Mein Vater ist hier in Berlin in der Linienstraße/Ecke Bartelstraße großgeworden (da wo jetzt noch das Karl-Liebknecht-Haus steht), meine Mutter dreihundert Meter weiter in der Barnimstraße hinter dem Frauengefängnis. Eine Gegend, die kurz vor ihrer Geburt noch das

¹ Bearbeiteter einführender Vortrag auf der Tagung „Arbeiterbewegungsgeschichte von unten. Arbeiterleben und Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert – neue Erkenntnisse, neue Fragen“ am 8./9. Dezember 2006 in Berlin.

Scheunenviertel war. Sie haben sich 1927 bei der Sozialistischen Arbeiterjugend kennengelernt, Vater leitete zeitweilig die Gruppe Zentrum, Mutter vertrat einmal als Delegierte den Landesverband. Die NS-Zeit haben sie als politische Menschen überstanden, 1945 gründete Mutter – gelernte Sozialarbeiterin – sofort wieder die Ortsgruppe der Kinderfreunde. Vater war noch verwundet in Kriegsgefangenschaft, wurde aber, weil nicht „lagerfähig“, im November in Flensburg aus dem Lazarett entlassen, kam zurück nach Berlin, war sofort Sekretär im SPD-Ortsverein. Beide haben als SPD-Funktionäre für die Einheit der Arbeiterbewegung agitiert, beide waren schließlich Berliner Delegierte zum Vereinigungsparteitag, und Vater wurde gleich nach der SED-Gründung (wie es damals schon verräterisch hieß) durch Sekretariatsbeschluß² zum Sekretär der SED-Kreisleitung berufen. Nun hatte er ein Büro im Antifa-Heim, der Beginn seiner hauptamtlichen politischen Karriere.

Januar bis Juli 1947 lernte er an der Parteihochschule in Liebenwalde, seine Abschlußarbeit war eine historische Betrachtung über Verelendung³ – angeleitet durch Jürgen Kuczynski. Dessen zweibändige „Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland“ von 1800 bis in die Gegenwart wurde gerade als erstes Buch des neuen Gewerkschaftsverlags herausgebracht, „die erste umfassende Geschichte der Lebens- und Arbeitsbedingungen unter dem Kapitalismus“⁴ (so im Vorwort des gewerkschaftlichen Schulungsleiters Karl Fugger). Interessant für unser Nachdenken über „oben“ und „unten“: Kuczynski meinte damals, die Wissenschaft müsse sich nun stärker dem politischen Überbau zuwenden und da vor allem die Fehler der eigenen Bewegung analysieren: „Worauf es jetzt ankommen wird, ist, die politische Seite der Geschichte zu schreiben und diese dann mit der Schilderung der materiellen Lage zu verbinden und zu verschmelzen, so daß sie Eines werden.“⁵ Dreißig Jahre später hat der Wirtschaftshistoriker Kuczynski dann die Kultur- und Alltagsgeschichte als weiteres unerläßliches Element jeder umfassenden Darstellung betont.

Doch zurück zur Ausbildung meines Vaters. Betreuer und Gutachter beurteilten seine „Studien“ zur Lohnentwicklung positiv, und ihm wurde am 27. Juli 1947 durch das Lehrerkollegium bescheinigt, „daß er den Lehrgang mit ausgezeichnetem Erfolg absolviert hat“. Für den Parteivorstand bestätigten dies

2 Siehe Mitteilung an Gen. Matern und Mühlberg, Archiv des Verfassers. Hier heißt es: „In der Sekretariatssitzung der Kreisleitung der SED vom 26.4.46 wurde beschlossen, Dich als Sekretär in die Kreisleitung zu berufen.“ Hermann Matern war gerade Vorsitzender des Berliner Landesverbandes der SED geworden, zwei Jahre später wurde er zum Büttel stalinistischer Kaderpolitik.

3 Siehe Friedrich Mühlberg: Verelendung. Betrachtet am Zeitraum 1887 bis 1932. Abschlußarbeit an der Parteihochschule „Karl Marx“ der SED. Archiv des Verfassers.

4 Jürgen Kuczynski: Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1800 bis in die Gegenwart, Berlin 1946, S.7.

5 Ebenda, S.12.

durch Unterschrift Wilhelm Pieck, Anton Ackermann und Erich Gniffke.⁶ Das war ein wichtiger Schritt nach „oben“.

Vater wurde dann sofort bei der Deutschen Wirtschaftskommission eingesetzt. Er leitete dort ab August 1947 die Kontrolle der volkseigenen Betriebe und war bald Leiter der Abteilung Grundsatzfragen der VEB. Vom April 1948 bis November 1950 entwickelte er die Grundlagen für den wohl sensibelsten Bereich der Wirtschaftsplanung: Arbeitskräfte, Arbeitsproduktivität, Löhne, Sozialwesen, Kultur, Gesundheitswesen, Nachwuchs, Berufsausbildung. Bruno Leuschner hat ihm da im Abschlußzeugnis gute Arbeit bescheinigt.⁷ Ohne meinen „Alten“ überschätzen zu wollen, denn er war ja vordem nur ein einfacher Ingenieur für die Vorkalkulation industrieller Produktion, halte ich ihn für einen jener Pioniere, die das sozialistische Experiment DDR einst begonnen haben.

Aber während sein Klassenkamerad und guter Freund Siegbert Kahn 1949 Direktor des Deutschen Wirtschaftsinstituts wurde, mußte mein Vater Ende 1950 aus mindestens drei Gründen aus seiner leitenden Position verdrängt werden: erstens war da seine SPD-Herkunft, zweitens die englische Kriegsgefangenschaft (wenn auch nur im Lazarett) und drittens sein Unverständnis für die nun angesagten Methoden des Umgangs mit den Arbeitskräften und den Löhnen.

Angeordnet von Hermann Materns Zentraler Parteikontrollkommission, wurde sein Rausschmiß über die FDJ-Organisation der gerade konstituierten Staatlichen Plankommission geregelt. Die Junge Garde der ehemaligen Flakhelfer warf dem Genossen Mühlberg mangelndes Vertrauen in die Jugend und linkes Sektierertum vor. Das genügte. Durch Milieu und Bewegung kulturell geprägt, ertrug er es als disziplinierter Parteisoldat, wurde Planungsdirektor in einem Großbetrieb, lehnte alle Avancen des Ostbüros der SPD ab und meinte lediglich: Der neue Umgang mit Normen und Löhnen wird uns in Schwierigkeiten bringen. Und da hatte er leider richtig getippt, dann aber 1953 brav – wie es hieß – „mit der Kalaschnikow“ vor dem Werktor gestanden.

Ich erzähle das hier, weil er mit dem Rausschmiß auch wieder „unten“ war und damit zugleich – wie viele andere auch – aus der offiziellen Geschichte der Arbeiterbewegung ausschied. Nur einmal noch kam er kurz dort vor, als es nämlich unerlässlich war, auch einige Genossen aus der ehemaligen SPD ausdrücklich zu erwähnen: als das 20. Jubiläum der Vereinigung von 1946 gefeiert wurde und eine Art „Bewegungsgeschichte von unten“ zusammengestellt wurde. Da schrieb Bruno Baum in seinem Beitrag: „Ich hatte als Junge am Anfang der zwanziger Jahre im Stadtzentrum gute Freunde. Als wir etwas älter wurden, gingen einige von uns zu den Jungkommunisten, andere gingen in die

6 Siehe Abschlußzeugnis im Archiv des Verfassers.

7 Siehe Zeugnis des Vorsitzenden der Staatlichen Plankommission vom 30.11.1950, Archiv des Verfassers.

Sozialistische Arbeiterjugend. Einer meiner Freunde, der damals zur SAJ ging, Fritz Mühlberg, tauchte 1945 ebenfalls wieder auf, und nun trafen wir uns häufig in Versammlungen. Jeder warb von seiner Position aus für die Herstellung der Einheit der Arbeiterparteien.⁸ Über den Rest der Geschichte hat sich nicht nur Bruno Baum ausgesprochen – obwohl er darüber bestens informiert war.

Kein Gedanke, etwa meinen Vater und seinesgleichen über ihre Aktivitäten für das Gelingen der Einheit berichten zu lassen. Dabei war er zeit seines Lebens irgendwie stolz darauf, daran mitgewirkt zu haben. Ich war mir da nicht so sicher im Urteil. In der Großfamilie waren ja – milieubedingt – beide Arbeiterparteien stark vertreten. Ich kann nicht sagen, daß „die von der Kommune“ die Sensibleren, Klügeren und Diskussionsbereiteren waren (das gilt selbstverständlich nur für meine Familie). Aber wenn in diesem zwischen 1917 und 1933 politisch geprägten Milieu meiner Elterngeneration überhaupt ein Sinn für Demokratie entwickelt worden war, dann bestenfalls bei den Sozis. Und tatsächlich sollte sich die Vereinigung von 1946 als Weg erweisen, den Sozialdemokratismus aus der vereinigten Bewegung gründlich auszutreiben. Denn bald war sie bekanntlich von einer sozialistischen Einheitspartei in eine marxistisch-leninistische Kampfpartei verwandelt worden und verlor auf diese Weise ganz wesentliche Korrekture und viele ihrer Beziehungen „nach unten“. Die große Chance der Vereinigung war damit vertan. Wie wir wissen, gehörte zu dieser folgenreichen Amputation auch eine Geschichtsschreibung, die diesen verhängnisvollen Weg – nach entsprechenden Regeln und Vorschriften – als den allein rechtmäßigen und erwähnenswerten Vorgang darstellte.

Weil wir auf dieser Beratung über „oben“ und „unten“ reden: Hier war „oben“ entschieden worden, wie es „unten“ zu sein hat. Von nun an wurde das „Unten“ – soweit man sich überhaupt darauf eingelassen hat – so dargestellt, wie es den „oben“ festgelegten Prinzipien der marxistisch-leninistischen Kampfpartei entsprach.

Unter diesen Bedingungen habe ich – wie andere auch – sehr früh gelernt, was man (selbst unter den „eigenen Leuten“) nicht sagen darf, was man besser nicht näher untersuchen sollte und was man auf welche Weise vielleicht doch in die gesellschaftliche Debatte einbringen könnte. Und diese äußere wie innere Zensur betraf auch alles, was über die Jahre durch die vielen örtlichen Kommissionen zur Geschichte der Arbeiterbewegung und durch die Betriebsgeschichtsschreibung an historischen Quellen zur „Arbeiterbewegung unten“ gesammelt und gesichert worden ist. Da ist von vielen außerordentlich fleißig gearbeitet worden, aber das Augenmerk wurde immer auf eine bestimmte Seite der politischen Geschichte gelenkt, und alle Beteiligten haben auf diese Weise selektiv geforscht.

8 Fanny Rosner/Ilse Schiel/Heinz Voßke (Hrsg.): Vereint sind wir alles. Erinnerungen an die Gründung der SED. Mit einem Vorwort von Walter Ulbricht, Berlin 1966, S.298.

In unserem kulturhistorischen Projekt zur deutschen Arbeitergeschichte haben wir uns Ende der 70er Jahre alle damals verfügbaren Betriebsgeschichten angesehen, die unter der Anleitung durch das Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (IML) entstanden sind. Da war kaum etwas über die Arbeit und über das Leben der Arbeitenden zu finden. Das Hauptaugenmerk galt immer der „richtigen“ politischen Bewegung und den sozialistischen Produktionserfolgen. Was auf diese Weise zutage gefördert worden ist, sagt viel über das Geschichtsbild jener aus, die die Instruktionen gaben, aber wenig über reale Konstellationen, Abläufe, Motive usw. Auch und gerade die individuellen, biographischen etc. Quellen folgten weitgehend den Erwartungen der anleitenden Genossen.

2. Die Theorie und die Fakten

Eine zweite Erfahrung mit der Realgeschichte der Bewegung habe ich mit meinem Philosophiestudium – von 1954 bis 1959 hier an der Humboldt-Universität – gemacht. Sie hängt mit derselben Überhebung des „Oben“ über das „Unten“ zusammen. Als Student durfte ich viel Nützliches lernen, viel Geschichte, viel Marx, aber auch kräftig Lenin: „Die Lehre von Marx ist allmächtig, weil sie wahr ist.“⁹ Das korrespondierte mit den Hinweisen, wie blind doch die Empirie sei. Wer was auf sie gibt, sei in Gefahr, direkt in die Sackgasse bürgerlicher Scheinwissenschaft zu laufen – wenn er sich nicht von den Grundsätzen des Marxismus-Leninismus leiten läßt. Damit sollte man sich besser gar nicht aufhalten, denn unsere überlegene Theorie sei ja bereits zur Erkenntnis geronnene Empirie. Der historische Materialismus *ist* – so hieß es – die Soziologie des Marxismus-Leninismus. Und weil der Marxismus-Leninismus im Kern ja eine *Klassen*theorie sei, wäre auch unsere Geschichtswissenschaft per se *Sozial*geschichte. Jede spezielle Hinwendung zu bestimmten sozialen Gruppen, Schichten und Klassen, zu ihren Lebensweisen, zu ihrem Alltag und ihrem sozialen Verhalten sei nicht nur überflüssig, sondern enthalte die Gefahr der Abkehr vom Marxismus-Leninismus. Der Blick sei auf die großen Zusammenhänge (also nach „oben“) zu lenken, denn der Lauf der Geschichte könne nur begriffen werden, wenn man über die Erscheinungsformen von allgemeinen Gesetzmäßigkeiten zu ihnen selbst aufsteigt. Dem engagierten Revolutionär gibt eine solche Ideologie die nötige Souveränität gegenüber allen Zweiflern und Erbsenzählern und ist darum nicht unwillkommen: „Um so schlimmer für die Fakten!“

9 W. I. Lenin: Drei Quellen und Bestandteile des Marxismus, in: Werke, Bd. 19, Berlin 1977, S.3-9, hier S.3. Unser Marx-Spezialist Auguste Cornu vermutete zwar, Marx hätte sich über einen solchen Satz wohl totgelacht, räumte aber ein, kein Lenin-Spezialist zu sein.

Ich will nun nicht verhehlen, daß mein historisch-materialistisches Weltbild stark durch diese antrainierte Besserwisseri geprägt war. Ich muß sogar eingestehen, daß sie sich als hilfreich erwies, als es darum ging, eine eigene Kulturwissenschaft zu entwickeln. Daran war ich bald beteiligt, denn 1963 war ein so bezeichneter Studiengang eingeführt worden. Doch was sollte den Studierenden mitgeteilt werden, wenn es gar keine einschlägige Wissenschaftsdisziplin gab? Da Marx und Engels ganz ohne den Begriff „Kultur“ ausgekommen waren, wurde einstweilen über die „Leninsche Theorie der Kulturrevolution“ gesprochen. Die geht eigentlich auf Trotzki zurück (der sich übrigens als Chefredakteur der „Pravda“ einst recht ausführlich zu Alltag und Lebensweise geäußert hatte¹⁰). Doch bekanntlich war Trotzki keine zitierfähige Autorität. Auch Rosa Luxemburg nicht, die den Sozialismus eine „große Kulturbewegung“ genannt hatte. Also mußten wir darangehen, aus dem theoretischen Gebäude von Karl Marx eine eigene Kulturtheorie abzuleiten. Im Fachjargon der Philosophen war das der Aufstieg vom Allgemeinen zum Besonderen.

Man mochte es anderswo als „Ableitungsmarxismus“ belächeln, aber es gelang uns in wenigen Jahren, aus den Schriften von Karl Marx (und denen seiner Ideengeber) ein Konzept zu entwickeln, das es uns gestattete, mit den Theorieentwürfen anderer gesellschaftswissenschaftlicher Disziplinen unserer Zeit zu kommunizieren und viele Erkenntnisse der internationalen kulturwissenschaftlichen Community für unsere Zwecke aufzuarbeiten und so zu nutzen.¹¹ Das Wesentliche an der Sache war – und darum berichte ich davon –, daß wir Wege gefunden hatten, uns auf „marxistische Weise“ den Zusammenhang von gesellschaftlichen Makrostrukturen (ökonomischen, sozialen und politischen) mit der Lebensweise und dem Alltagsverhalten sozialer Gruppen zu erklären, daß wir nun einige der entscheidenden Vermittlungen zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und den alltäglichen Lebensformen in den verschiedenen sozialen Milieus darstellen konnten. Von Lebensformen, die wir als Kernbereich ihrer Kulturen angesehen haben.

Es sei angemerkt, daß uns diese Form der Marx-Exegese flotter von der Hand ging, als „oben“ die (auf andere Weise fruchtbare) „systemtheoretische Ära Ulbricht“ beendet worden war und es in der DDR nun – ganz alltagsorientiert – ausdrücklich um die Lebensqualität der arbeitenden Menschen und um ihre ständig wachsenden Bedürfnisse gehen sollte.

Doch jetzt standen wir vor einem anderen Problem: Wie konnten wir unsere schöne Theorie, nach der jede in der Zeit stabile soziale Einheit (Gesellschaften, Gruppen, Milieus usw.) eine eigene Kultur entwickelt, nun überprüfen und

10 Siehe Leo Trotzki: Fragen des Alltagslebens – Die Epoche der Kulturarbeit und ihre Aufgaben, Hamburg 1923.

11 1975 haben wir die Ergebnisse unserer „Ableitungen“ auf knapp 600 Seiten zusammengefaßt und als Manuskriptdruck unter dem Titel „Der Beitrag von Marx und Engels zur wissenschaftlichen Kulturauffassung der Arbeiterklasse“ herausgebracht – nach der Einbandfarbe unser „Blaues Wunder“ genannt.

exemplifizieren? Vor allem: Wie sind die Kulturen von sozialen Großgruppen innerhalb einer Gesellschaft zu untersuchen und darzustellen?

Abgesehen davon, daß die soziologische Forschung der DDR in den Anfängen steckte (und die Universitäten aus Geheimhaltungsgründen davon ohnehin weitgehend ausgeschlossen blieben, denn kein Unbefugter sollte ja erfahren, was „unten“ los war), mochte sich damals niemand auf die selbstmörderische Anmaßung einlassen, ernsthaft die innere sozialkulturelle Differenzierung der DDR-Gesellschaft zu untersuchen. Und weil uns darum die „wirklichen Arbeiter“ als Untersuchungsobjekte im eigenen Lande nicht zur Verfügung standen, verfielen wir darauf, uns an einer zu ihrer Zeit äußerst gründlich vermessenen sozialen Makrogruppe zu versuchen: an den deutschen Arbeitern vor 1914. Beschränkten wir uns auf diesen Zeitraum, so konnten wir auch nicht in direkte Konflikte mit der damaligen kommunistischen Orthodoxie geraten. Und es lag allein schon in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik eine Fülle von Daten über die Arbeiter dieser Zeit vor. Sie waren einst die „unbekannten Wilden“ im eigenen Lande, das dunkle „Unten“ jener Zeit, an dessen Untersuchung sich die deutsche Soziologie nach 1870 zur Wissenschaft hochgearbeitet hatte.

3. Der Begriff „Arbeiterkultur“ war zunächst eine Provokation

Sehen wir von Jürgen Kuczynski und Geistesgenossen ab, wurde diese Art Kulturgeschichte von den historischen Forschern der DDR sehr kritisch gesehen oder als belanglos abgetan. Einmal weil hier kaum – wie es sich für Historiker doch gehört – mit primären Quellen gearbeitet worden ist. Vor allem aber, weil solch ein Gerede über sogenannte Arbeiterkultur schwer mit der Lehre von der führenden Rolle der Arbeiterklasse in Einklang zu bringen war.

Auch darum wurde das 1972 begonnene Projekt zur Erforschung der Arbeiterkultur bei unserem speziellen „Oben“ als ein Angriff auf die Doktrin von der führenden Rolle der Arbeiterklasse verstanden. Und dies doppelt: Einmal war da ja von „Arbeitern“ die Rede und nicht von „der Arbeiterklasse“ (oder wie der genehmigte, aber irreführende Terminus lautete: von „Angehörigen der Arbeiterklasse“). Und diese Arbeiter, diese vielfältigen Sorten von Arbeiterindividuen, verhielten (und verhalten) sich bekanntlich politisch nur selten so, wie es die Klassentheorie vorsieht.

Und dann war da die Überzeugung tief verwurzelt, daß die ausgebeuteten Arbeiter im Kapitalismus aufgrund ihrer mißlichen sozialen Lage gar keine Kultur haben, von ihr ausgeschlossen waren (und sind) – es also müßig ist, nach einer Arbeiterkultur im Kapitalismus zu forschen. Gerade dies war ein unerklärlicher Irrtum, beruhte die ganze Lehre vom siegreichen Klassenkampf der Arbeiter doch auf der Annahme, daß die modernen Lohnarbeiter auf Grund ihrer Verbindung mit den modernsten Produktivkräften und wegen ihrer sozialen Lage eine eigene mentale Ausstattung ausbilden, die sie sowohl für eine wissenschaftlich begründete Kapitalismuskritik als auch für den praktischen

Sturz der Kapitalherrschaft disponiert. Diese Annahme dürfte ja auch ein Motiv dieser Tagung sein, überhaupt für unser forschendes Interesse an den Arbeitern der Vergangenheit. Wir machen das doch, weil wir mit einiger Berechtigung vermuten, daß in den gegebenen Lebensbedingungen der nichtbesitzenden Klassen und Schichten Wirkfaktoren enthalten sind, die sie unter bestimmten Bedingungen zu gesellschaftsverändernden Kräften machen könnten. „Könnten“, denn solche Impulse und Handlungen sind immer die Folge kultureller Konventionen und Aushandlungsprozesse. Sie hängen ab von den obwaltenden Gerechtigkeitsvorstellungen, vom Bewußtsein eigener Ansprüche, von den Sinn- und Zwecksetzungen, die mit dem eigenen Leben verbunden sind, von den Erfahrungen usw. Und auch das „Hineintragen“ politischer Lehren (Kautsky, Lenin und andere) kann nur funktionieren, wenn sie den kulturellen Dispositionen der verschiedenen (Arbeiter)Milieus adäquat sind. Einfacher gesagt: wenn man dort etwas damit anfangen kann und einen Sinn für sich darin sieht. Im Grunde geht es bei dem, was hier das „Oben“ und „Unten“ der Arbeiterbewegung genannt wird, um das Wechselspiel zwischen Programm und Aktion der Arbeiterbewegungen einerseits und den kulturellen Dispositionen der diversen Arbeitermilieus andererseits.

Dies für die Arbeiter(bewegung) der DDR näher zu untersuchen, fehlten wissenschaftliche Voraussetzungen. Daten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der ostdeutschen Arbeiterklasse blieben punktuell, es gab weder eine Geschichte ihrer Lage noch eine Sozialgeschichte der DDR, an deren Befunden wir kulturgeschichtliche Studien hätten orientieren können. Was sich als linker oder „historisch-materialistischer“ Flügel der westlichen Geschichtswissenschaft ausgebildet hatte, gab es im Osten zunächst gar nicht. Erst als sich die Soziologie als eigene Disziplin auch in der DDR durchgesetzt hatte, bekamen marxistische Sozialhistoriker eine Chance. Hartmut Zwahrs Studie zur Konstituierung des Leipziger Proletariats (erschienen 1978) markiert hier den Anfang.¹² Daß die Sache von und in Leipzig handelte, war kein Zufall: Hier hatte ja Karl Lamprecht Ende des 19. Jahrhunderts versucht, die Sozialgeschichte gegen die Einseitigkeit der herrschenden Politikgeschichte in Stellung zu bringen. Sein Anliegen wurde damals des Sozialismus verdächtigt und abgewürgt, doch lebte der universalgeschichtliche Ansatz, der versucht, wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtliche Perspektiven zusammenzuführen, an diesem Orte offenbar fort.¹³ Als Hartmut Zwahr 1982 den Arbeitskreis Sozialgeschichte an der Karl-Marx-Universität (KMU) gegründet hatte, schloß sich die Arbeitsgruppe Kulturgeschichte an diesen Kreis engagierter Wissenschaftler an. Doch so recht

12 Siehe Hartmut Zwahr: Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchung über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, Berlin 1978.

13 Siehe Matthias Middell: Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfachlichung und Professionalisierung. Das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte 1890-1990, Leipzig 2005.

etablieren konnte sich die Sozialgeschichte in der Wissenschaftslandschaft der DDR nicht – kein Vergleich mit den Positionen, die Jürgen Kocka, Hans-Ulrich Wehler, Rainer M. Lepsius, Martin Kohli, Lutz Niethammer, Hartmut Kaelble usw. im Westen inzwischen besetzt hatten.

Die Sozialdaten zur eigenen Gesellschaft, auf die sich Kulturwissenschaftler hätten stützen können, blieben spärlich. Denn obwohl im letzten DDR-Jahrzehnt profunde Untersuchungen zur Sozialstruktur angestellt worden sind – verbunden mit den Namen Siegfried Grundmann, Rudi Weidig, Manfred Lötsch, Rolf Reißig – war es Kulturwissenschaftlern nicht möglich, ein schlüssiges Bild von der „Arbeiterklasse“ in der DDR-Gesellschaft zu zeichnen.¹⁴

4. *Über Untersuchungen zur Kultur und zur Lebensweise der deutschen Arbeiter*

Unter „Arbeiterkultur“ subsumierte das Projekt der Arbeitsgruppe Kulturgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin damals sowohl die Lebensformen und Alltagspraxen der verschiedenen proletarischen Milieus als auch die institutionelle Seite der genuin proletarischen Strukturen und Organisationsformen. „Arbeiterkultur“ schloß also auch die Arbeiterkulturbewegung ein und das, was wir davon abgehoben die Arbeiterbewegungskultur nannten. Mit „Kultur“ wollten wir die historische Qualität aller aus der sozialen Großgruppe der Arbeiter hervorgehenden Organisationsformen fassen – darin einbegriffen selbstverständlich die politischen Organisationen und Parteien. Über ein System von Forschungsprojekten und Dissertationen haben wir versucht, diesen Zusammenhang von Alltagsleben und Organisationsformen möglichst differenziert darzustellen. Ein Teil dieser Versuche ist auch publiziert worden,¹⁵ anderes blieb Dissertationsschrift oder Diplomarbeit. „Darstellen“ meint, daß ein so umfangreiches Vorhaben sich selbst in den Teilbereichen nur ausnahmsweise

14 So mußte der letzte Vortrag, den ich als DDR-Wissenschaftler 1989 auf der 5. Tagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in Tübingen hielt, dort kurios anmuten. Es wurde über das Ab- oder Fortleben von Arbeiterkulturen verhandelt, und ich sprach über die mögliche Definition von Arbeiterkultur in der DDR und mußte die Erwartungen enttäuschen. Meine Überschrift lautete: „Warum sollten wir wissen, was Arbeiter sind und was sie in der Freizeit machen?“ In diesem Vortrag vor 17 Jahren ist übrigens die ganze hier zu behandelnde Problematik berührt worden. Erschienen in: Wolfgang Kaschuba/Gottfried Korff/Bernd Jürgen Warneken (Hrsg.): Arbeiterkultur seit 1945 – Ende oder Veränderung? 5. Tagung der Kommission Arbeiterkultur in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 30.4.-4.5.1989 in Tübingen, Tübingen 1991, S.71-84.

15 Siehe Autorenkollektiv (Leitung Dietrich Mühlberg): Arbeiterleben um 1900, Berlin 1983; Horst Groschopp: Zwischen Bierabend und Bildungsverein. Sozialistische Kulturarbeit in der deutschen Arbeiterbewegung vor 1914, Berlin 1985; Anneliese Neef: Mühsal ein Leben lang. Zur Situation der Arbeiterfrauen um 1900, Berlin 1988; Manfred Hübner: Zwischen Alkohol und Abstinenz. Trinksitten und Alkoholfrage im deutschen Proletariat bis 1914, Berlin 1988.

auf eigene Forschungen gründen kann. Wir versuchten, Befunde verschiedener Disziplinen zusammenzuführen, und konnten uns in dieser Absicht auf ein reiches, kritisch aufzuarbeitendes Erbe aus der Zeit vor 1933 stützen, vor allem auf Otto Rühles „Kultur und Sittengeschichte des Proletariats“, auf Darstellungen von Will-Erich Peuckert, Curt Moreck, Leo Schidrowitz, Hans Ostwald, Werner Sombart, Emilie Altenloh und vielen anderen.

Wir orientierten uns an den britischen Cultural Studies und verfolgten aufmerksam, daß Arbeiterkultur bald auch in Westdeutschland und Österreich zum Thema wurde. Die Ursachen dafür sind strittig. Meinen die einen, daß die Träger der 68er Bewegung nach dem umstürzlerischen Potential der Arbeiter suchten, sahen andere darin die Reaktion auf das langsame Ende der Arbeiterklasse: angezeigt durch die beginnende Musealisierung ihrer Kultur und politischen Bewegung.¹⁶

Doch die wohl wichtigsten Partner für eine komplexe Betrachtung der Arbeiterkultur wurden damals die Volkskundler, voran die der eigenen Universität, die seit Anfang der 70er Jahre an kulturhistorisch-volkskundlichen Studien zur Kultur und Lebensweise des Proletariats arbeiteten.¹⁷ Wir kooperierten fortan in der universitären Lehre, stritten über die verwendeten Begriffe der „volkskundlichen Proletariatsforschung“. Wolfgang Jacobeit und Ute Mohrmann regten bereits in den 70er Jahren die Fachausschüsse Kulturgeschichte/Volkskunde in der Gesellschaft für Heimatgeschichte an, Lebenserinnerungen vorrangig von Arbeitern zu sammeln. Es gab aber keine Institution, die Dokumente des Arbeiterlebens nach wissenschaftlich akzeptablen Kriterien zusammentrug und aufbewahrte. Darum warben wir gemeinsam für ein kulturhistorisches Arbeitermuseum – die DDR hatte ja keins, dafür aber 34 „Bauernmuseen“. Jacobeit und Mühlberg erhielten für ein entsprechendes Museumskonzept dann sogar den vom Museumsrat ausgeschriebenen Preis. Das war nicht schwer, außer ihnen hatte niemand etwas dazu eingereicht. An der ersten „Proletariatsausstellung“¹⁸ im Museum für Volkskunde auf der Museumsinsel haben wir zumindest konzeptionell mitgewirkt.¹⁹ Und dann gelang es uns in der Phase des 750. Stadtjubiläums von Berlin sogar, ein

16 Siehe dazu Dietrich Mühlberg: Endete die deutsche Arbeiterkultur auf verschiedene Weise oder lebt sie in Varianten fort?, in: Georg Bollenbeck (Hrsg.): Arbeiterkultur – vom Ende zum Erbe?, Frankfurt/Main 1989, S.147-163.

17 Siehe Wolfgang Jacobeit/Ute Mohrmann (Hrsg.): Kultur und Lebensweise des Proletariats. Kulturhistorisch-volkskundliche Studien und Materialien, Berlin 1974.

18 Zuvor hatte bereits Katharina Kreschel die Ausstellung „Der Brennaborprolet, Arbeiteralltag in Brandenburg/Havel 1918-1933“ gestaltet (Sonderausstellung im Museum Brandenburg, 1977). Siehe Katharina Kreschel: Zur Ausstellung der Brennaborprolet, in: Zur Kulturgeschichte der deutschen Arbeiterklasse (Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung /MKF/ 3), Berlin 1978, S.81-86.

19 „Großstadtproletariat – zur Lebensweise einer Klasse“, Staatlichen Museen zu Berlin 1980.

„Arbeitermuseum“ einzurichten und als Außenstelle des Märkischen Museums 1987 in der Husemannstraße zu eröffnen. Bedachtvoll hatten wir den stark eingrenzenden Namen gewählt: „Berliner Arbeiterleben um 1900“. Die inzwischen vorliegenden Studien zu den verschiedenen Aspekten der Arbeiterkultur ermöglichten es uns, mehrere modellartige Ausstellungen zu realisieren. Die erste war den „Anfängen der Arbeiterfreizeit“ gewidmet. Zu diesem Thema hatte im Jahr zuvor eine internationale wissenschaftliche Tagung stattgefunden, deren 41 Beiträge als dickleibiges Protokoll zur Eröffnung vorlagen.²⁰ Das Museum begann auch mit der fachgerechten Sammlung von kulturgeschichtlichen Artefakten.²¹

Die Freizeitausstellung ist dann gewandert, war in Hannover und in Tübingen zu sehen – zuletzt 1989 in Westberlin, im Heimatmuseum Neukölln. Das war möglich, weil wir zuvor eine Ausstellung der Westberliner Geschichtswerkstatt über ein Arbeiterviertel in Schöneberg, „Die Rote Insel“, im neuen Arbeitermuseum in der Husemannstraße gezeigt hatten. Für Neukölln haben wir zu unserer Ausstellung auch noch ein richtiges Begleitbuch machen können.²² Und eine weitere internationale Fachtagung kam dazu, die im Sommer 1989 in der Westberliner Akademie der Künste stattfand und sich ganz grundsätzlich mit dem Sammlungs- und Forschungsauftrag der Museen beschäftigte.²³

Gemeinsam mit der neuen Arbeitsgruppe Kulturgeschichte am Institut der Akademie der Wissenschaften haben wir uns zugleich bemüht, unsere Ergebnisse in das umgestaltete „Jahrbuch für Kulturgeschichte und Volkskunde“ einzubringen. Mit der Forschungsgruppe „Sozialistische Literatur“ der Akademie haben wir versucht, die Funktionsweise literarischer Kommunikation in der Arbeiterkultur zu skizzieren.²⁴ Und schließlich haben wir unsere Erkenntnisse auch noch ganz grundsätzlich in einem 1986 in Leipzig (und später in Wien) erschienenen Prachtband zusammengefaßt.²⁵ Inzwischen hatten wir deutlich

20 Siehe Freizeit als Lebensraum arbeitender Menschen im Sozialismus – ihr Platz in der Freizeitkultur des 20. Jahrhunderts (MKF 22), Berlin 1987. Dazu erschien zur Freizeitausstellung auch eine „Sonderausgabe“ der MKF: „Berlin um 1900“.

21 Damit sollte bald darauf Schluß sein. Denn das Museum war 1987 als eine Außenstelle des „Märkischen Museums“ gegründet worden, dessen Leitung dieses Arbeitermuseum unter den neuen Herrschaftsverhältnissen bald liquidierte.

22 Siehe Anfänge der Arbeiterfreizeit. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung, Berlin (West) 1989.

23 Siehe Monika Böhmsch (Hrsg.): Arbeiterkulturgeschichte als Forschungs- und Sammlungsauftrag stadt- und regionalgeschichtlicher Museen (MKF 27), Berlin (West) u. Berlin (DDR) 1990.

24 Siehe Dietrich Mühlberg/Rainer Rosenberg (Hrsg.): Literatur und proletarische Kultur. Beiträge zur Kulturgeschichte der Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert, Berlin 1983.

25 Siehe Dietrich Mühlberg (Hrsg.): Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert, Leipzig 1986.

günstigere Arbeitsbedingungen, und unsere Arbeit stieß auf wachsendes Interesse – das Thema Arbeiterkultur war sogar ein geförderter Schwerpunkt des deutsch-deutschen Wissenschaftsabkommens.²⁶ 1987 wagten wir uns vor und begannen Untersuchungen zur deutschen Arbeiterkultur nach 1919. Inzwischen war es möglich, die zeitliche Grenze zu überschreiten, die durch die geschilderte ideologische Weisung zu „leninistischer Treue“ gezogen war: Die Wandlungen der Arbeiterkultur in den zwanziger Jahren wurden zum Thema, dabei zentral die Frage, wieweit die beiden verfeindeten Flügel der Arbeiterbewegung die Veränderungen der Basismilieus und ihrer Kulturen bemerkt und in ihrer Strategie berücksichtigt haben. Ohne Übertreibung können die Diskrepanzen zwischen Arbeiterbewegung „oben“ und Arbeiterleben „unten“ zu den Ursachen für das Scheitern von 1933 gezählt werden.²⁷

Ausgangspunkt unserer Untersuchungen waren die gravierenden Veränderungen „unten“, also der Lebensbedingungen, der inneren Struktur der Arbeiterklasse, und die daraus folgenden Wandlungen in der Lebensweise, durch die die Bindungskraft der nun „alten“ Arbeiterbewegungskultur tendenziell abnahm. Gemeinsam mit Historikern der Universität Hannover fand dazu eine Doppelkonferenz (1990 und 1992) über das Verhältnis der Arbeiter und der Arbeiterbewegungen zur Massenkultur statt. Ein schon früher (1987) konzipiertes Gemeinschaftsprojekt mit dem Institut von Peter Alheit an der Universität Bremen – eine vergleichende Untersuchung über Veränderungen von Arbeitermilieus in Ost und West – kam nicht mehr zustande; Hanna Haack und andere Rostocker Sozialhistoriker konnten es dann doch noch realisieren.²⁸ Bei uns in Berlin waren die Mittel nicht mehr verfügbar, die neuen Professoren aus dem Westen orientierten die Kulturwissenschaft generell auf geistesgeschichtliche Universalfragen um.

Dagegen hatten in den 1980er Jahren gerade die universitären Ausbildungsverpflichtungen die stärkere Hinwendung zu den aktuellen Kulturprozessen gefordert, was durch die Liberalisierung der DDR-Wissenschaftspolitik dann auch möglich geworden war. Von da ab konnte auch gefragt werden, wieweit die Arbeiterkultur – als proletarische Lebensweise, als

26 Im Sommer 1989 erhielt die Arbeitsgruppe sogar den in diesem Jahre erstmals vom Hochschulministerium gestifteten Wissenschaftspreis der DDR.

27 Siehe dazu: Adelheid von Saldern/Dietrich Mühlberg: Kontinuität und Wandel der Arbeiterkultur. Zu den Wirkungen der Arbeiterbewegungskultur, der kommerziellen Freizeitangebote und der Kulturpolitik auf das Arbeiterleben in den 1920er Jahren. Ein Forschungsaufriß anläßlich zweier Konferenzen zum Gegenstand, in: Arbeiter und Massenkultur (MKF, 30), Berlin 1992, S.226-259; Dietrich Mühlberg: Neuartige Ansprüche veränderter Menschen. Modernisierungstendenzen in der proletarischen Lebensweise 1918-1933, in: ebenda, S.34-64.

28 Siehe Peter Alheit/Hanna Haack u. a.: Gebrochene Modernisierung – Der langsame Wandel proletarischer Milieus. Eine empirische Vergleichsstudie ost- und westdeutscher Arbeitermilieus in den 1950er Jahren, Bd. 1 u. 2, Bremen 1999.

Organisationsform, als Arbeiterkulturbewegung und Arbeiterbewegungskultur – als kulturelle Tradition in der DDR-Gesellschaft fortlebt (so der Titel einer Arbeitstagung Ende 1988).²⁹ Doch dieses aktuelle Problem wandelte sich 1989/90 zu einer historischen Fragestellung.³⁰

Und schließlich beendeten die gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Veränderungen die Beschäftigung mit der geschichtlichen Arbeiterkultur völlig. Nach 1989 waren die aktuellen kulturellen Umwälzungen, der abrupte Übergang einer kompletten Großpopulation in ein völlig anderes Gesellschaftssystem, ein für den Kulturwissenschaftler viel spannenderer Vorgang. Und es stellte sich heraus, daß die einsetzenden Wandlungen nur aus der geschichtlichen Tiefe heraus zu interpretieren waren. So etwa, wenn zu erklären war, warum die Population der ostdeutschen Teilgesellschaft in fast allen relevanten Verhaltensbereichen anders denkt, empfindet und handelt: in der Arbeit, im Zeitverhalten, beim Umgang mit dem Geld, bei den Vorstellungen von Armut und Reichtum, von Sicherheit und Freiheit, von Partnerschaft und Sexualität, bei Demokratie und politischer Kultur. Und: 70 Prozent sind ohne Bindung an Religion und Kirche, fast ebenso viele rechnen sich selbst zur Unterschicht. Kulturgeschichte der DDR-Gesellschaft war zum aktuell brisanten Thema geworden. Daß wir dabei denn doch auf historische, soziologische und kulturwissenschaftliche Studien über die DDR-Gesellschaft und über die Lebensweise der arbeitenden Klassen vor 1945 zurückgreifen können, zeigt an, daß sich solche Arbeiten gelohnt haben und weiter lohnen dürften. Beispielfhaft kann eine Publikation stehen, die Evemarie Badstübner zehn Jahre nach dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik zusammengestellt hat. Dies in der Absicht, den Anspruch vieler Ostdeutscher zu unterstützen, „eine eigene kritische Erinnerungskultur auszubilden“ und „ihre durchaus heterogenen Lebenserfahrungen in die Geschichtsdebatten, aber auch in die übergreifenden gesellschaftlichen Diskurse der Gegenwart einzubringen“.³¹ Bemerkenswert ist dieser Band von über 700 Seiten vor allem, weil er nachweist, daß die sozial- und kulturhistorischen ForscherInnen aus der DDR etliche alltags- und

29 Gefragt wurde, welche der proletarischen Lebensformen sich überlebt hatten, welche Seiten der proletarischen Lebensweise zu übergreifenden Merkmalen des Alltags aller sozialen Gruppen der DDR-Gesellschaft geworden und welche Lebensformen allein für Arbeiter charakteristisch waren und die gruppenspezifischen Besonderheiten bildeten, die Arbeiter kulturell von anderen abgrenzten. (Siehe Dietrich Mühlberg: Proletarische Lebensweise als kulturelle Tradition der sozialistischen Gesellschaft – kulturwissenschaftliche Ergebnisse und Probleme, Manuskriptdruck Januar 1989).

30 Siehe Dietrich Mühlberg: Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der DDR, in: Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hrsg.): Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S.62-94.

31 Evemarie Badstübner: Befremdlich anders. Leben in der DDR, Berlin 2000, S.7.

„bewegungs“geschichtliche Themen abgearbeitet haben, die zum Spektrum der aktuellen Debatten über die Perspektiven der deutschen Gesellschaft gehören. Solchen Anspruch teilen sie sicher mit den Spezialisten der Arbeiterbewegungsgeschichte.

Es steht mir nicht zu, Kollegen einer anderen Disziplin etwas zu empfehlen. Und dann schon gar nichts, was sie selbst schon besser wissen. Dennoch: Was ich „als Kulturwissenschaftler“ hier kurz sagen wollte, was aber etwas langatmig geraten ist: Selbstverständlich ist „die Arbeiterbewegung“ im Wesen eine politische Bewegung, doch es wäre falsch, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Arbeiterbewegungsgeschichte allein politische Geschichtsschreibung sein könnte. Nicht nur, weil diese „Bewegung“ sehr vielfältig ist und große Bereiche davon wenig politisch sind. Sondern auch, weil die politische Arbeiterbewegung in stark gefächerten Wechselbeziehungen mit anderen Sphären stand, die hier vielleicht etwas pauschal „unten“ genannt werden. Darum dürfte sie ihrem Gegenstande nur gerecht werden, wenn sie zugleich wirtschaftshistorisch, sozialgeschichtlich und mit kulturgeschichtlichen Instrumentarien operiert. Schöne Worte. In einer wissenschaftlichen Situation, in der die Geschichte der Arbeiterbewegung wohl als abgeschlossen gesehen wird, muß dem etwas hinzugefügt werden: Vor allem hoffe ich natürlich, daß diese jahrhundertprägende Seite der deutschen Politik-, Gesellschafts- und Kulturgeschichte nicht vernachlässigt wird und die Spezialisten der Arbeiterbewegungsgeschichte in der Lage sind, in den Diskursen über das Geschichtsbild der Deutschen auch fürderhin ihre Stimme zu erheben. Und vielleicht haben sie ja auch etwas Schlaues zu sagen, wenn sie darauf blicken, wie sich weltweit neue Arbeitermassen bilden und sich auf neue oder verwandte Weise zu organisieren beginnen.